

SUSANNE ROLL

**SONNY –
DER GROSSE TRAUM**



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2019 Neukirchener Verlagsgesellschaft mbH, Neukirchen-Vluyn
Koproduktion mit camino im Verlag Katholisches Bibelwerk GmbH, Stuttgart
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Grafikbüro Sonnhüter, www.sonnhueter.com, unter
Verwendung eines Bildes © Irina Qiwi, Djomas, ValoValo (shutterstock.com)

Lektorat: Anja Lertz, Duisburg

DTP: Magdalene Krumbek, Wuppertal

Verwendete Schrift: Adobe Garamond Pro, Pinto No_01

Gesamtherstellung: Finidr, s.r.o.

Printed in Czech Republic

ISBN 978-3-7615-6637-4 (neukirchener verlag)

ISBN 978-3-7615-6638-1 (Hörbuch)

ISBN 978-3-96157-123-9 (camino)

www.neukirchener-verlage.de

www.caminobuch.de

Für alle kleinen und großen Friedensstifter

INHALT

Prolog • 9

KAPITEL 1	Ab ins Kaff • 11
KAPITEL 2	Cappuccino mit Karamell • 17
KAPITEL 3	Pest und Cholera • 25
KAPITEL 4	Demoliertes Fahrrad • 33
KAPITEL 5	Ein dunkler Tag • 42
KAPITEL 6	Bei Popcorn und Cola • 49
KAPITEL 7	Die Vorstellung beginnt • 55
KAPITEL 8	Gewaltfreier Kampf • 62
KAPITEL 9	Vermummte Gestalten • 70
KAPITEL 10	Müde Füße • 78
KAPITEL 11	Eingesperrt und doch befreit • 92
KAPITEL 12	Martins Traum • 112
KAPITEL 13	Wind der Veränderung • 123
KAPITEL 14	Aus dem Dunkel ins Licht • 132

Epilog • 138

ANHANG 1	Kurzbiografie: Martin Luther King 1929-1968 • 141
ANHANG 2	Text: Ich habe einen Traum (gekürzter Auszug) • 149
ANHANG 3	Karte • 150
ANHANG 4	Kleines Glossar – alphabetisch • 151

PROLOG

Wo beginnen? Stellt man sich diese Frage nicht immer am Anfang? Kennt ihr das: absolute Leere im Kopf, obwohl ihr einen Aufsatz schreiben sollt? Wenn das Papier rein und unbeschrieben weiß vor euch leuchtet? Wenn es leer ist und leer bleibt, euch leer anstarrt in euren leeren Kopf hinein?

Ohne Buchstaben, ohne Wörter, ohne Sätze und somit ohne Sinn, ohne Geschichte liegt es da. Und in eurem Schädel ist es genauso leer. Reines, pures Vakuum. Eigentlich sollten von hier die Wörter kommen, doch in welcher Ecke meines Gehirns ich auch suche, da versteckt sich einfach nichts, das ich hervorzerren könnte.

Vielleicht hat das Papier eine eigene Geschichte? Ich starre es also an, damit es mir etwas erzählt, es starrt zurück, und ich versuche, seine Geschichte zu ergründen. Wenn es eine eigene Geschichte hat, so kenne ich sie zumindest nicht. Aber ich kenne meine Geschichte. Außerdem kenne ich die Geschichte eines Mannes, dessen Taten, dessen Worte immer mehr mit meinem eigenen Leben zu verschmelzen schienen. Wut und Zorn, Angst und Unsicherheit standen zu Beginn. Ob es ratsam ist, damit eine Geschichte zu beginnen? Schreckt das nicht ab?

Doch es ist, wie es ist. Das ist nun mal der Beginn, der Anfang. Obwohl, wenn ich so darüber nachdenke, war es für mich eher das Ende. Beinahe der Weltuntergang. Da waren Frust und auch Erschrecken, Unmut und Entsetzen ...

Erstaunlich! War das Papier eben noch weiß und leer, stehen hier nun die ersten Worte und Sätze und die Geschichte hat begonnen. Also gut, so schreibe ich nun für euch meine Geschichte auf, der Reihe nach und schön geordnet, auch wenn das Chaos mich umgab – am Anfang. Mein Name ist Sonny und ich bin schwarz und ich bin der, der euch diese Geschichte erzählt.

KAPITEL 1

AB INS KAFF

Der Cursor meines Laptops blinkte. Sein Rhythmus schien hohl, fast übelkeiterregend gleichmäßig. Der schwarze Strich tauchte im Sekundentakt hinter dem Buchstaben »f« des Wortes Jansdorf auf und verschwand wieder, tauchte auf und verschwand. Jansdorf, ein Ort in der Nähe von Osnabrück. Jansdorf, wie der Name schon sagt, ein Dorf – ein sehr kleines Dorf. Jansdorf, das Kaff.

Mama jedoch hatte es *Idyll* genannt, Papa *die Insel der Seligen, eine Oase, ein Paradies* für Ruhebedürftige, *einen Rückzugsort* und *Traum aller Träumenden*. Heile-Welt-Gefasel war das! Papa konnte so den ganzen Tag daherreden, unermüdlich, und die Vorzüge des Ortes anpreisen, in dem wir bald wohnen würden.

Fast hatte er auch mich überzeugt, dass alles toll und gut sein würde. Und am Anfang war es das auch. Am Anfang ...

Wieso wir umziehen wollten? Nun ja, Mama war wieder schwanger geworden. Ich würde eine Schwester bekommen. Mamas Argument war, dass es für kleine Kinder auf dem Land viel schöner sei, sie könnten dort unbeschwerter auf-

wachsen. Ich fragte mich, wieso sie dieses Argument nicht auch bei meiner Geburt vorgebracht hatte. Vielleicht, weil ich ein Junge war? Oder einfach, weil es gerade nicht gepasst hatte, aufs Land zu ziehen, damals bei meiner Geburt?

Damals hatte mein Vater gerade erst sein Betriebswirtschaftsstudium abgeschlossen und bei einer großen Unternehmensberatung als Juniorberater angefangen. Meine Mutter tüftelte an ihrer Doktorarbeit herum. Eigentlich sollte ich erst ungefähr vier Jahre später kommen, oder so. Aber so war das Leben, nicht immer ging alles auf die Art, wie man sich das wünschte.

Ich kam also zur Welt, vor zwölf Jahren, in Hamburg, meiner absoluten Lieblingsstadt. Wir wohnten in einer zweistöckigen kleinen Wohnung mitten im Getümmel an der Elbe, hatten einen winzigen grünen Blick vom Balkon auf alte Kastanien, die in unserer Straße standen und konnten sogar zu Fuß das Wasser erreichen.

Ich liebte mein Zimmer in der oberen Etage, Rafael Nadal an der Wand, Gaming-PC auf dem Schreibtisch und einen Bequemsessel zum Entspannen und Chillen vor meinem Bett. Die gesammelten Filme von Will Smith hatte ich im Regal stehen: Ich liebte seine Filme und hatte sie rauf und runter gesehen. Er war mein Vorbild und mein absoluter Lieblingsschauspieler. Hammer, wie er in »Men in Black« die Außerirdischen gejagt oder sie in »Independence Day« plattgemacht hatte. Nachdem ich den Film »Karate Kid« gesehen hatte, in dem sein Sohn die Hauptrolle spielte, trainierte ich jeden Tag mit zwei schweren Büchern als Hanteln und baute meinen Bizeps auf. Ich machte Situps und Kniebeugen und joggte am Wochenende an der Elbe entlang.

Ich hatte eine wirklich coole Kindheit, obwohl meine Eltern mitten im Berufsleben steckten und viel zu tun hatten. Direkt vor meiner Zimmertür führte eine mit Teppich bezogene Treppe hinunter ins Erdgeschoss. Ich musste jedes Mal lächeln, wenn Mama mir erzählte, dass sie mit ihren Forschungsergebnissen über Viren und Schutzimpfungen, die sie für ihre Doktorarbeit zusammentrug, auf der Treppe gegessen hatte, nur damit ich lernte, selbstständig hinunterzukrabbeln. Schon als ich gerade erst laufen konnte, hatte ich versucht, das Schutzgitter, das oben und unten an der Treppe montiert war, zu überklettern. Von da an hieß es immer: oben an der Treppe anhalten, hinknien, umdrehen und mit den Füßchen zuerst, Po voran Stufe um Stufe hinunter. Zwei Wochen dauerte diese Übung, dann hatte ich begriffen, wie es ging und das Gitter an der Treppe konnte endgültig abgebaut werden.

Mit zwei Jahren brachte Mama mich vormittags zu unserer Nachbarin Effi, damit sie ihre Doktorarbeit zu Ende schreiben konnte. Effi hatte eine Tochter, die etwas älter war als ich, Johanna. Mit ihr spielte und stritt ich. Ein halbes Jahr später kam Maurice dazu, der schwarze Maurice, der dunkelhäutig war wie ich, mit schwarzem, krausem Haar. Doch während ich, oder vielmehr meine Mutter, aus Amerika stammte, kam Maurice gebürtig aus Kenia.

Maurice war pechschwarz, ich eher schokobraun, denn mein Vater war ja Deutscher und hellhäutig. Maurice war der Espresso, ich eher so der Cappuccino. Ich musste bei dem Vergleich immer grinsen. Mein Vater sagte zu Mama immer »meine schwarze Perle aus Phoenix« oder »Schokotoffee«, während sie ihn liebevoll »mein Vanillepuddeling«

nannte. Sie konnte das Wort nicht gut aussprechen, als sie neu nach Deutschland kam und dann war es als Kosename für Papa geblieben. Mama also Schokotoffee, Papa Vanillepuddeling. Wenn ich mich selbst als etwas bezeichnen würde, dann war ich so ein Zwischending, ein schokobrauner Vollmilchjoghurt, sozusagen. Aber das war nie ein Problem. Die Hälfte meiner Klassenkameraden war andersfarbig und nur die wenigsten Kinder waren ariel- oder persilweiß, weißer als weiß.

Als ich drei Jahre alt war, durfte ich in den Kindergarten gehen. Von da an war ich Mitglied der Bärengruppe. Mein bester Freund Maurice aber wurde ein Tiger. Dennoch sahen wir uns täglich, entweder beim Spielen draußen im Kindergarten oder nachmittags zu Hause, wenn Mama aus dem Krankenhaus oder dem Labor wieder da war.

Wir standen nebeneinander bei der Einschulung. Maurice hielt eine Schultüte im Arm, die mit Fotos von Boateng beklebt waren, während von meiner Schultüte das Zeichen der »Wilden Kerle« grinste.

Wir gingen in die gleiche Klasse, in den gleichen Fußballverein, spielten Tennis und trainierten in der Halfpipe gemeinsam mit dem Skateboard. Wir gingen sonntags in den Kindergottesdienst und an Weihnachten wechselten Maurice und ich uns damit ab, Kaspar, den Mohren zu spielen, einen der heiligen drei Könige, die Geschenke an die Krippe zu Jesus trugen.

Mama kam – wie gesagt – gebürtig aus Phoenix, der Stadt in der Wüste Arizonas. Sie war dort aufgewachsen, war dort zur Schule gegangen und hatte dort Medizin studiert. Wie

mein Vater sie kennenlernte, fragt ihr? Nun, zu seinem Studium gehörten mindestens zwei Semester, die er im Ausland an einer Universität verbringen musste. Das erste Semester studierte er in La Rochelle an der Atlantikküste in Frankreich. Er sagte immer, das war das Schlimmste, was ihm passieren konnte, denn in La Rochelle gab es hundert und mehr Fischrestaurants – und er hasste Fisch! Das zweite Auslandssemester verbrachte er dann an der Thunderbird University für globales Management in Phoenix, Arizona.

In einer Studentenbar lernte er Mama kennen. Sie hatte an einer Karaoke-Show teilgenommen und ihn sofort verzaubert, wie er es ausdrückte. Von da an trafen sie sich jedes Wochenende und unternahmen auch kleine Ausflüge miteinander. Sie besuchten Las Vegas, fuhren in den Zion-Canyon und auch zum Grand Canyon. Einmal wurden sie sogar oberhalb von Flagstaff vom frühen Schnee überrascht. Papa erzählte, dass er sich erst daran gewöhnen musste, vormittags noch in Phoenix bei 30 Grad in der prallen Sonne zu brutzeln und dann nachmittags nach Flagstaff zum Skilaufen zu fahren. Aber, so schmunzelte er immer, die USA seien nun einmal das Land der Extreme. Und extrem verliebt war er in Mama. Als der Abschied kam und Papa zurück nach Deutschland musste, war beiden klar, dass das nicht so einfach ging. Sie suchten nach einer Lösung und fanden auch eine.

Papa flog nach Deutschland, schrieb dort seine Prüfungen und kehrte dann im Januar und Februar für ein zwei-monatiges Praktikum ins World Trade Center nach Phoenix zurück. In dieser Zeit sahen sie sich fast täglich und schmiedeten Pläne für ihre Zukunft.

Das Resultat war eine Hochzeit, ein Umzug und eine Reise ins ferne Deutschland. Mama belegte einen Deutschkurs, sah deutsche Filme und las deutsche Kinderbücher, bis sie die Sprache einigermaßen beherrschte. Sie studierte in Hamburg zu Ende. Dann begann sie mit ihrer Forschung und stellte eines schönen Tages fest, dass ich mich ankündigte. So viel zu meiner Entstehung.

Bis hierher liebte ich also mein Leben. Ich mochte Hamburg, ich mochte meine Freunde, meine Vereine, ich liebte den HSV (auch wenn er abgestiegen war), und verbrachte jede freie Minute mit Maurice.

Meine Kindheit war also mega. Was immer das auch heißen mochte, »unbeschwert aufzuwachsen«, meine Kindheit ist voll unbeschwert gewesen. Genial geradezu. Und das in einer der größten Städte Deutschlands ... Das »platte Land«, das »ländliche Idyll«, das »Paradies« und der »Traum aller Träumenden« hat mir nicht gerade gefehlt.

Doch ich wollte nicht trotzig sein. Sicherlich hatte auch Jansdorf seine Vorzüge. Wenn es wirklich besser war für ein kleines Mädchen, auf dem Land aufzuwachsen ... so what? Klar würde mir Maurice fehlen. Aber ich stellte mich dann eben darauf ein, ins »ländliche Idyll« zu ziehen, wie Papa das nannte, und freute mich auf die Geburt meiner kleinen Schwester.

KAPITEL 2

CAPPUCCINO MIT KAREMELL

Ich muss gestehen, das Haus, das sich meine Eltern ausgeguckt hatten, war super. Es lag etwas zurück von der Straße am Rand einer Siedlung und war umgeben von alten Bäumen. Nach hinten raus begrenzten es Felder und ein kleiner Wasserlauf, der sich durch Wiesen schlängelte.

Dort am Bach lag ein maroder, morscher Holzsteg mit einer Anlegestelle für ein Boot oder Kanu. Mit etwas handwerklichem Geschick und einigen neuen Brettern konnte man den sicher instand setzen. Eine riesige Weide ließ ihre Zweige tief bis in das Wasser herabfallen. Im Sommer war das bestimmt ein toller Ort zum Chillaxen.

Die Zufahrt zum Haus war geschottert und mündete dann in einen breiten Kiesweg, der vor dem Haus in ein Rondell führte. Inmitten des Rondells stand eine Kastanie, die ihre ausladenden Zweige in alle Richtungen streckte. Als wir das erste Mal hierhergekommen waren, war es Winter und wirkte trostlos und grau. Alles war ein wenig verwildert und unaufgeräumt, aber ich liebte diesen Baum, das Haus und den Bach sofort.

Hinter dem Haus lag eine riesige Rasenfläche, durchlöchert von zahlreichen Maulwurfshügeln, doch ich sah vor meinem geistigen Auge bereits zwei Fußballtore rechts und links darauf stehen und mich mit Maurice beim Spielen. Ach nein, nicht mit Maurice. Denkfehler. Aber sicherlich würde er mal an den Wochenenden kommen können. Oder in den Ferien.

Papa hatte sofort den Platz zwischen zwei Apfelbäumen beansprucht, zwischen die er eine Hängematte spannen würde und Mama hatte Pläne für eine Sandkiste und ein Spielhäuschen gemacht.

Nachdem dann der Kaufvertrag unterschrieben war, hatte Papa einen Gärtner beauftragt, alles zu richten und »in Schuss zu bringen«, wie er sich ausdrückte.

Auch im Haus sollte einiges umgebaut und renoviert werden. Im Erdgeschoss wurden Wände herausgebrochen und neu gesetzt, denn es sollte ein offener Wohnbereich entstehen, mit einer Kochinsel und gemütlicher Kaminecke. Dazu kamen der Hauswirtschaftsraum, ein Gäste-WC mit Dusche, ein Gästezimmer, das gleichzeitig Papas Arbeitszimmer sein sollte, und ein großzügiger Eingangsbereich, in dem genug Platz für meinen Kicker war.

Im Obergeschoss sollte es dann zwei Kinderzimmer geben, ein Arbeitszimmer für Mama, ein Bad und das Schlafzimmer meiner Eltern. Auch der Dachboden sollte so ausgebaut werden, dass ich dort mit meinen Freunden abhängen oder mich zurückziehen konnte, wenn es mir unten zu hektisch wurde.

Mama meinte, dass das wichtig für mich sei, denn »kleine Schwestern, so sehr man sie auch liebte, konnten beson-

ders in der Anfangsphase ihres Seins, sehr anstrengend und nervig sein«. So ungefähr drückte sie das jedenfalls aus.

Eine Wendeltreppe sollte hinauf in mein Reich führen. Auch einen Keller gab es. Ursprünglich war er nur Vorrats- oder Kohlenkeller gewesen. Jetzt sollte er gedämmt, isoliert und wohnlich gemacht werden und einen Hobbyraum beherbergen, dazu eine Sauna und natürlich einen Abstellraum für Gerümpel.

Das also war die Planung. Wir waren am Anfang einige Male da gewesen. Meine Eltern hatten mit dem Bauträger gesprochen und auch ich durfte dem Architekten sagen, wie ich mein Zimmer haben wollte. Das war voll cool, sag ich euch. Auch das Dorf, die Schule, den Verein haben wir uns angeschaut. Was mich betraf, so war ich nach all dieser Zeit des Planens ziemlich sicher, dass es mir hier doch gefallen würde. Ich konnte morgens mit dem Fahrrad zur Bushaltestelle fahren, dort parken und dann weiter mit dem Bus zum Gymnasium. Auch das Schwimmbad, der Fußballplatz, der Tennisverein und die Einkaufsläden waren mit dem Rad zu erreichen. Die Wege waren übersichtlich, das Dorf beschaulich, alles in allem also recht vielversprechend.

Viele Hunde gab es in Jansdorf. Ich schätzte, dass auf jeden zweiten Einwohner mindestens ein Hund kam. Aber auch das war kein Problem, ich liebte Hunde. Gewöhnungsbedürftig war allerdings der Geruch, wenn die Schweineställe bei gutem Wetter gelüftet wurden. Der Gestank war ganz schön ... puh, wenn ihr wisst, was ich meine.

Im Februar und März war ich dann nicht mit nach Jansdorf gefahren. Ich hatte es meinen Eltern überlassen, abwechselnd nach dem Rechten zu sehen. Im April fuhr auch

Mama nicht mehr hin. Ihr Bauch war mittlerweile so groß – und nach ihren Worten auch so schwer – wie eine überdimensionale Wassermelone.

Im Mai jedoch fuhren wir alle noch einmal hin, bevor dann der Umzug Ende Juni über die Bühne gehen sollte. Die Sommerferien würden am 28. Juni beginnen und dann hieß es – zwar nicht *Goodbye, Deutschland*, aber doch good-bye, Hamburg.

Als ich dann, wie gesagt, im Mai, also drei Monate später, wieder nach Jansdorf kam, war ich geplättet. Der Kiesweg war gesäubert, das Unkraut entsorgt, die Büsche entlang der Einfahrt gestutzt und in Form geschnitten. Die Fassade des Hauses hatte einen frischen weißen Anstrich bekommen, neue Fenster strahlten in der Sonne und der Rasen ringsherum lag sattgrün und saftig schlummernd. Alles blühte und grünte und meine Kastanie hatte ihre wunderbaren Blätter in den Himmel gehoben. Der Maulwurf war umgezogen, der Rasen geglättet und neu eingesät und das erste von zwei Fußballtoren war bereits im Boden verankert.

Der Eingangsbereich war senfgelb gestrichen, leuchtete freundlich und satt. Die alten Holzbalken hatte der Architekt stehen gelassen. Sie bildeten einen grandiosen Kontrast zur modernen Gestaltung der anderen Räume. Küche, Essbereich und Wohnzimmer gingen ineinander über, nur die Kochinsel bildete eine Abgrenzung und auch der Kamin, der beidseitig zwischen Ess- und Wohnbereich mitten in der Wand installiert war.

Bis auf kleinere Arbeiten an Papas Arbeitszimmer und dem Hauswirtschaftsraum war alles fertig. Mein Zimmer war schon komplett gestrichen und eingerichtet. Ich hat-